

Die „Prinzessin.“

Nach dem Englischen von A. Klingpor. Wir waren Jugendfreunde und Bruderoffiziere bei demselben Regiment gewesen. Mein Freund quittierte den Dienst und ging in die Vereinigten Staaten. Er kam dort an, gerade als der Krieg mit Mexiko ausbrach, und wurde Hauptmann einer Kompanie Scharfschützen. Einige Monate nach der Schlacht bei Vera-Cruz beschloffen die Offiziere, dem General Taylor — der sich auf Urlaub in New Orleans befand — durch meinen Freund eine große, goldene Medaille als Zeichen ihrer Verehrung überreichen zu lassen. Mein Freund wählte den nächsten Weg quer durch das Land, begleitet von einem Führer und von zweien bis an die Zähne bewaffneten, berittenen Dienern. In Jose Maria in Texas zeigte mein Freund unlugerweise die Medaille einem Haufen anständig aussehender Leute, die sich selbst Obersten, Majore und Hauptleute nannten und die sich die Grabereien derselben mit großem Interesse betrachteten. Er bemerkte nicht einmal, in welcher Eile einige dieser Obersten waren, vor ihm aufzubrechen. Von der Medaille hat man in diesen Jahren nichts mehr gehört, und mein alter Kamerad und zwei seiner Begleiter wurden in einem Hohlweg, nicht weit von Jose Maria, erschossen aufgefunden. Ich hatte nahe Jose Maria zu tun und beschloß, dem Grabe meines Freundes einen Besuch abzustatten. Es war nicht weit davon entfernt, wo ich ebenfalls unter solche Obersten geriet. Einem davon gefiel mein Pferd ganz besonders gut. Er sah, wie ich es dem Stallknecht übergab, und trat an das Tier heran, klopfte wiederholt seinen Hals und sagte dabei mit einem Fluch, es sei eine feine Währe, ohne allen Zweifel — eine Versicherung, die er bald darauf seinen Gefährten gegenüber im Zimmer drinnen fortwährend wiederholte. „Wäre das nicht eine Währe für Sie, Major?“ sagte er zu einem großen, kraftvollen Manne mit rauhem Bart und abstehenden Zügen, der etwas abseits saß und einen grauen Mantel trug. Der Major sagte nichts, sondern stieg hinaus, in kurzer Zeit von dem Obersten gefolgt. Die anderen hatten ihr Gespräch über Politik wieder aufgenommen und achteten nicht auf mich. Da trat unauffällig der Aufwärter — ebenfalls ein Deutscher — an mich heran und sagte mir in unserer Muttersprache, ich solle mich vorsehen. Die beiden Gauner hätten ihre Augen auf mein Pferd geworfen, und ich sollte verständig sein, daß sie es stehlen würden, wenn ich ihnen die kleinste Gelegenheit dazu biete. Ich war begrifflicherweise sehr aufgebracht darüber und fragte meinen Landsmann, was er mir rathen zu tun. „Ei“, sagte er, „Sie sind hier unter einer schlimmen Sorte geraten, und wenn Sie Ihr Pferd behalten wollen, so würde ich Ihnen raten, sich so bald wie möglich davonzumachen.“ Nach kurzer Ueberlegung beschloß ich, sofort aufzubrechen, und begab mich in den Stall. Dort fand ich den Obersten, der dringend auf den Stallknecht einkedete. Dieser sah mich in ziemlich unerschämter Weise an, als ich ihn bat, mein Pferd herauszubringen, tat indeß nicht, als habe er mich gehört. Deshalb begann ich es selbst zu füttern. „Hören Sie einmal, Kapitän!“ sagt der Oberst nach einer Weile und tippte auf meine Schultern. „Was wollen Sie?“ fragte ich barfisch. „Hallo, Mann! Machen Sie keinen Narren aus sich selbst! Ich wünsche dieses Pferd zu kaufen.“ „So? Wollen Sie das?“ „Gott sei Dank! Ich sah im Sattel. „Ob ich das will! Und ich bin nicht der Mann, der sich von euch ausgetauten Deutschen davon abwenden läßt!“ Er legte beide Hände auf die Zügel meines Pferdes. Mein Blut kochte gewöhnlich bei einem beleidigenden Wort gegen meine Landsleute, besonders wenn ich fern von der Heimat in fremden Ländern bin. Im Nu sauste der Stiel meiner Reitpeitsche auf den Kopf des Obersten nieder, während das angespornte Pferd ihn zehn Schritte hinter sich warf. Wie ich sehr wohl wußte, war dies nun, dem Brauche dieses Landes entsprechend, eine Revolvergeschichte geworden, und da ich nicht wußte, in solch eine Sache hineingezogen zu werden, wartete ich nicht, bis ich der Oberst erhoben hatte, sondern ritt so schnell wie möglich zum Tore hinaus. Da hörte ich mich plötzlich anrufen und sah den deutschen Aufwärter eilfertig hinter mir herlaufen. Er war völlig außer sich, als er mich erreichte. Der brave Bursche gab mir einen Rat, den ich später sehr froh war, befolgt zu haben. Er sagte mir, daß der Major der schlimmste sei und daß er noch mehr Leute herbeihole. „Sie werden von diesen Gaunern verlornt werden“, sagte er, „so sicher wie ich ein Ei auf dem Wasser laufen.“ Das Bloßhaus sah sehr häßlich aus; es hatte zwei Stockwerke und der

sich raten: Reiten Sie nördlich, bis Sie außer Sicht sind, dann wenden Sie sich südlich bis Jose Maria. Am Hohlweg, südlich von diesem Ort, wenden Sie sich links, folgen dem Laufe des Flüsschens und reiten dann für Ihr Leben. Zwanzig Meilen stromaufwärts kommen Sie zu einer Ansiedlung, Wood Creek genannt. Der alte Delamotte lebt dort, er ist ein Mann, dem Sie vertrauen können.“ Ich bot dem Aufwärter einige Geldstücke an, aber er wollte sie nicht nehmen, nur ein herzliches Handschütteln, das ihn sehr zu freuen schien, lobte den Braven. „Halt!“ rief er, als ich dem Tier schon die Sporen gegeben hatte. Er hob jedes Bein des Pferdes hoch und betrachtete die Hufe sorgfältig. „Alles in Ordnung“, sagte er; „ich fürchte, man hätte Ihnen einen Trick gespielt, aber dazu haben sie verdammt keine Zeit gehabt. Nun vorwärts! Gott beschütze! Und vergessen Sie den Franzosen nicht!“ Fort ging's. Mein Pferd verbiente die Bewunderung des Majors. Um elf Uhr vormittags war ich aufgedrungen und war trotz des Umweges und des halbfrühlichen Aufenthaltes in Jose Maria um fünf Uhr schon an dem melancholischen Hohlweg. Ich hielt an und sah mich um. Ein unfruchtbares, verlassenes Stück Erde. Ein hölzernes Kreuz erhob sich an der Stelle, wo der Mord geschehen war und wo die Ueberreste des Mannes ruhten, den ich in voller Jugendlust und männlicher Blüte getannt hatte. Ein seltsames Gefühl ließ mich an dieser Stelle verweilen. Das kleine, ostwärts gleitende Flüsschen zeigte mir meinen Weg. Ich konnte es eine weite Strecke mit den Augen verfolgen bis an einen entfernten Wald. Und dennoch verweilte ich. Das Pferd begann leise zu wehern und spitzte die Ohren. Jemand etwas ging vor. Ich lauschte, hörte aber absolut nichts. Ich stieg ab, presste mein Ohr auf die Erde und lauschte abermals. Die Erde erzitterte leise vom Galoppieren einiger Pferde in größerer Entfernung; doch als ich wieder aufstieg, hörte ich den Laut auch durch die Luft. Er kam von Jose Maria, und ich hatte, obgleich ich sie nicht sah, wenig Zweifel, wer die Reiter seien. Mein Pferd machte, als ich es leise mit der Peitsche berührte, einen solchen weiten Satz, daß ich beinahe aus dem Sattel geschleudert wurde. Mein Hut flog mir vom Kopfe und blieb gerade zu Füßen des Holzkreuzes liegen. Ich nahm mir nicht die Zeit, ihn aufzuheben, da ich außer Sicht sein wollte, ehe meine Verfolger die Brücke erreichten. Ich vermied die Bindungen des Flüsschens, ohne es aus den Augen zu verlieren. Mein braunes Tier schoß vorwärts ohne Ermüdung, ohne zu straucheln. In etwa einer Stunde hatte ich den Wald erreicht und möglichste nun meine Eile etwas. Nachdem ich dem Flüsschen eine weitere Stunde gefolgt war, kam ich an einen freien Platz und erblickte ein Bloßhaus. „Wer da?“ fragte auf Französisch eine tiefe Stimme. „Ein Freund!“ war die Antwort in gleicher Sprache. Zwei Männer standen nahe dem Hause, einer mit grauem Haar und weißerbehaarten Zügen, der andere in der Blüte der Jugend, beide Franzosen. Der Alte sah mit einigem Staunen auf mein leuchtendes, mit Schaum bedecktes Pferd. „Ei, Ihre scheint in großer Eile zu sein“, meinte er. In wenigen Worten erklärte ich ihm die Gründe meines Hierseins und erzählte ihm von dem deutschen Aufwärter im Kaffeehause zu Santa Madre, der mir geraten hatte, mich um Hilfe an ihn zu wenden. Er hörte mir gespannt zu, und als ich ihm den Obersten und den Major genau beschrieben hatte, nahm sein Interesse noch erheblich zu. „Wieder diese beiden Schufte!“ sagte er. „Kommen Sie ins Haus. Lassen Sie das Pferd hier, mein Sohn wird es trocken reiten. Wir haben noch ein paar Stunden vor uns. Die Schufte wissen jetzt schon, wo Sie sind, und werden es sich zweimal überlegen, ob sie hier anrufen sollen. Aber wir können sicher sein, beim Einbruch der Nacht von ihnen zu hören.“ Ich drückte mein Bedauern aus, doch ich ihm Unruhe verursache; aber er lachte und erwiderte: „Das tut nichts, wir werden schon mit ihnen fertig.“ „Aber wir sind nur drei, und wir wissen nicht, wie viele Schurken der große Keel bei sich hat.“ „Meinetwegen, können es zwanzig sein, wir werden mit ihnen fertig, das versichere ich Ihnen. Können Sie die Prinzessin für niemand?“ „Nein.“ „Die Prinzessin; jawohl, Sie haben recht verstanden!“ lachte er wieder. „Lassen Sie mich nicht so an, Sie werden sie gelegentlich kennen lernen.“ Das Bloßhaus sah sehr häßlich aus; es hatte zwei Stockwerke und der

obere Raum war hübsch ausgestattet. Er zündete eine Kerze an und begann die Fenster zu verbarrieren, während ich aß und trank, was er mir vorgelegt hatte. Der junge Mensch versicherte deroeil unten alles und verammelte die Tür. „Nun kann es losgehen“, sagte der Alte, setzte sich an den Tisch und mischte in einer großen Schale Rum und Wasser zu einem Grog. „Auf gutes Gelingen!“ sagte er und stieß kein Glas gegen das meine. „Aber ich sehe keine Waffen“, bemerkte ich zweifelnd. „Waffen? Ich habe deren genug.“ Wie können Sie glauben, man könnte ohne Waffen in diesen Wäldern sein? Aber wir werden sie heute nacht nicht brauchen.“ Wieder lachte er. „Wir haben ja die Prinzessin.“ Er räumte alles vom Tisch, stellte auch die Kerze beiseite und ging hinaus. Fünf Minuten später öffnete sich die Tür wieder. Ich hörte eine Peitsche knallen. Ich war mir bewußt, daß etwas durch die Luft flog, und mit einem mächtigen Sage, der mir das Blut in den Adern erstarrten ließ, sprang ein riesiger Panther herein und landete mit einem krachenden Aufschlagen auf dem Tisch. „Die Prinzessin!“ stellte mein Witt vor. Ich weiß nicht genau, was für ein Gesicht ich in dem Augenblick gemacht habe, aber ich würde mich nicht wundern, wenn mir jemand sagte, ich hätte wie ein Haisfuß ausgesehen. „Fürchten Sie sich nicht vor ihm“, sagte der Franzose lachend, als er mich still wie eine Maus dahingeh; denn ich konnte nur entsetztbleich in die glänzenden, graufamen Augen des Tieres starren. „Sie ist beschneid wie eine Kage, wenn ich dabei bin. Streifen Sie sie ruhig, sie liebt es, geliebt zu werden; es ist die schwache Seite ihres Geschlechtes, wie Sie wissen.“ Ich beruhigte das zarte Fell des Panthers nur sanft mit der Hand und strich es losend den flinken, schönen Rücken entlang; ich küdete mich gegen den Strich zu streicheln, dessen seien Sie versichert. Das Tier streckte und bog sich unter meiner Hand, als wolle es mich zu größeren Vielesungen anspornen. „Na, wie gefällt Ihnen die Prinzessin?“ fragte mein Witt. „Ei, sie ist wirklich schön, und ich habe bisher keine gesehen, die majestätischer wäre.“ „Nimm sie wieder mit hinunter, George“, sagte er zu dem jungen Manne und gab ihm die Peitsche, „aber sich Dich vor; vergiß nicht, daß sie nicht mehr zu freßen bekommt, sie soll sich heute nacht selbst etwas holen.“ Er stellte das Licht und die Gläser wieder auf den Tisch und begann behaglich seinen Grog zu schlürfen. „Beim Himmel, Mann“, begann ich nach einer Pause, „es kann doch nicht wirklich Ihre Absicht sein, den Panther auf diese Leute loszulassen?“ „Eh, parbleu!“ erwiderte er, „und warum nicht? Was verdienen sie anders? Sind sie nicht ebenfalls Panther? Sie kennen sie nicht, wie ich sie kenne! Der lange Schuft ist ein überfüllter Verbrecher und hätte eigentlich vor zwei Jahren in San Francisco gefängt werden sollen. Er entwich und stoh nach Kansas. Es gibt kein Verbrechen, das die Bande nicht auf dem Gewissen hat. Aber beruhigen Sie sich über diesen Punkt.“ Ein plötzlicher Gedanke stieg in mir auf, und ich fragte, ob er etwas über den Mord an meinem Freunde wisse, im Hohlweg bei Jose Maria. Nein, darüber wußte er nichts, das war vor seiner Zeit geschehen. Endlich erscholl lautes Klopfen an der Haustür. Der junge Mensch kam hastig herein und berichtete, daß er fünf Mann, alle zu Pferde, wahrnehmen könne. Das Klopfen wurde heftiger wiederholt mit einer lauten Aufforderung, die Tür zu öffnen. „Sie sind da, das ist sicher“, sagte der Alte. „Wenn Du nicht öffnest, Du französischer Hund“, sagte eine rauhe Stimme, „brechen wir die Tür auf!“ Die Augen des Alten schossen Blitze, aber er sagte kein Wort. „Du kennst mich, Delamotte“, sagte eine andere Stimme, die ich schon früher gehört hatte. „Du kennst Oberst Brown. Wir haben zwar noch eine alte Rechnung miteinander zu begleichen, aber ich will diesmal nichts von Dir; den Fremden wollen wir, er hat uns ein Pferd gestohlen; gibt ihn heraus, dann marschieren wir sofort ab.“ „Es hat keinen Zweck, mit dem alten Dickhäuter zu sprechen“, sagte der erste mit einem Fluch. „Vorwärts, Jungen, laßt uns die Tür aufbrechen und fertig werden.“ Er schlen dem Worte die Tat folgend, ließ uns wissen, denn ein furchtbarer Krach folgte. „Nu avant!“ sagte der Alte, wußte Georg und ging hinunter. Ich erhob mich und ging im Zimmer auf und ab. Einem Entschlossen, furchtbarer ging vor. Das ganze Bloßhaus erzitterte unter den wütenden Schreien; gegen die Tür, aber nicht abzuweichen

hörte ich deutlich, wie die Eisenstangen entfesselt wurden, und dann — ich fühlte mein Blut plötzlich all zum Herzen strömen und die Glieder wurden mir steif. Ein Brüllen — keines, wie Du es zur Fütterungszeit im Zoologischen Garten hören kannst —, sondern hundertmal wilder, schärfer, durchdringender, wüthender; dann menschliche Schreie des Entsetzens und der Verzweiflung — das Stampfen fliehender Pferde — Schüsse in rascher Aufeinanderfolge — dann wieder das Brüllen, aber diesmal viel lauter, viel wilder, raubgieriger, entschlossener — dann ein schwerer Fall und ein verwirrter Lärm von knirschenden Zähnen, krachenden Knochen — dann nichts mehr — weil ich meine Ohren mit beiden Händen fest zuhielt. Als ich mich nach einiger Zeit umwandte, sah mein Witt am Tisch und schlürfte seinen Grog, als sei nichts geschehen. „Ich fürchte“, sagte er nach einer Weile, „die Prinzessin ist verwundet worden; niemals habe ich sie so brüllen hören. Wir müssen morgen nach ihr sehen. Es würde ein gefährliches Stück Arbeit sein, ihr jetzt zu nahe zu kommen!“ Am nächsten Morgen stand ich neben ihm, als er die Tür öffnete. Mein erster Blick fiel auf den Panther, der in einer großen braunen Lauge tauerte. Er lagte an einem roten Fleck in seiner linken Flanke, die stark geblutet zu haben schien. Mit seinen beiden mächtigen Vorderbeinen hielt er eine unförmige dunkle Masse, von der ich nicht wußte, was es war. Der Kadaver eines Pferdes, furchtbar zugerichtet, lag dicht dabei, und der ganze Boden war bedeckt mit Ueberresten einer furchtbaren Mahlzeit. Mein Witt betrachtete alles mit gespanntester Aufmerksamkeit, ließ seine Peitsche knallen und ging gedankesweges auf den Panther los. Ein hohles, drohendes Brüllen warnte ihn; das wilde Tier zeigte sein furchtbares Gebiß und hatte alle Zeichen seiner früheren Zähmheit verloren. Die Prinzessin dürrte nach mehr Blut“, sagte der Franzose. „Das ist Natur. Ich fürchte, sie kann nicht anders; es läte mir schredlich leid, wenn ich sie töden müßte. Wir müssen warten, bis sie zur Vernunft kommt.“ Wir hatten lange zu warten. Nach drei Tagen begann der Alte selbst zu bezweifeln, daß sie je wieder zu Verstand kommen könne, und war zuletzt gezwungen, sie zu töten. Als es dann möglich war, das entsetzliche Schlachtfeld in Augenschein zu nehmen, lenkte er meine Aufmerksamkeit auf einige Fegen eines Mantels, dessen graue Farbe noch gut zu unterscheiden war. Eine Kette lag nicht weit davon, an der eine große goldene, gravierte Medaille hing. Die Medaille, um deroeil mein armer Freund und seine Begleiter das Leben hatten lassen müssen. „Er hat seinen Lohn“, sagte der Alte, „obwohl es mich traurig zu stehen kommt. Meine arme Prinzessin war mehr wert, als all diese Art Majore zusammengekommen.“

Die Briefmarken.

Eine nachdenkliche Geschichte. Von Lünig. Luise hat bei mir anfragen lassen, ob sie mich vor ihrer Abreise noch sprechen könnte. Meine Antwort: Ich würde mich sehr freuen, sie heute nachmittag zu sehen. Nun gehe ich herum und zerbreche mir den Kopf darüber, was Luise von mir will. In der Tat, wenn sie am Tage vor ihrer Abreise kommen will, an dem Tage, wo sie natürlich zwischen Schneiderin und Modistin hin- und herfliehet und zu ihren für gewöhnlich schon nicht einfachen Kleiderjorgen noch ein Duzend besondere hat, wenn sie da Zeit findet, mich, sei es auf noch so kurze Zeit, zu besuchen, so muß etwas dahinterstehen. Je länger ich darüber nachdenke, um so mehr drängt sich mir die Erinnerung an eine Art Präzedenzfall auf. Freilich, der liegt etwas weit zurück. Zehn Jahre, vielleicht auch etwas mehr. Wir waren blutjung damals. Ich sechzehn, Luise zwei Jahre älter. Das ist ein ungeheurer Unterschied. Das finden besonders die, die zwei Jahre älter sind. Später im Leben ändert sich das. Und es kommt eine Zeit, wo nur noch die jüngeren finden, zwei Jahre bedeuten viel; beispielsweise sei eine Neunundfünfzigjährige durchaus nicht dasselbe wie eine Einundsechzigjährige. Damals aber empfand ich es als eine große Auszeichnung, daß Luise mich ihrer Freundschaft würdigte. Einen Abend im Vorfrühling war es, da hörte dieser Unterschied auf, wie eine unüberbrückbare Kluft zwischen uns zu liegen, da wurde ich von Luise zum ersten Mal als Erwachsene behandelt: sie traute mir ein Geheimnis an. Ich weiß noch ganz genau, wie es war. Wir saßen auf unserer glassebneten Veranda, in die der Abendhimmel einen seltsamen Schein warf. Im Garten lag eine Meise in kurzen Pausen ihr helles Geläut erklingen. Luise spielte mit ihren Handschuhen und hörte unaufmerksam auf das, was ich sagte. Plötzlich unterbrach sie mich und fragte, ohne den geringsten Bezug auf meine Worte zu nehmen, ob ich ihr einen Gefallen tun, ja ihr einen sehr großen Freundschaftsdienst erweisen wollte. Ist man wirklich in jenen Jahren schon eitel? Jedenfalls weiß ich, daß meine neue Wichtigkeit mich mit bezauberndem Jubel erfüllte. Ich sagte selbstverständlich ja. Da zog sie ein kleines Paket aus dem Rock und öffnete es. Darin waren Briefe, alle in Umschlägen, die dieselbe kräftige Handschrift zeigten. Luise breitete sie vor mir aus. Sieben darunter waren mit ausländischen Marken frankiert. Ich weiß noch, es waren: eine Cuba, zwei Venezuela, zwei Japan und eine Siam. Sie fielen mir gleich auf; denn ich sammelte damals eifrig. Natürlich wogte ich nicht, um diese Marken zu bitten. Mit diesen Briefen mußte es ja etwas ganz Besonderes sein. Und so war es wirklich. Sie stammten von Luises einzigem Vetter, einem „ganz bedeutenden Mann“ (ihre Worte), der als junger Seefahrer bereits die halbe Welt gesehen hatte. Und ich sollte diese Briefe so lange vernachlässen, wie Luise in England sein würde; denn sie wußte, ich besäße eine kleine feuerfeste Kasse, während sie nichts dergleichen habe; der Gedanke, die Briefe könnten in ihrer Abwesenheit bei einer etwa ausbrechenden Feuerbrunst verbrennen, verursachte ihr Aufruhr. Ich versprach feurig, die Schriftstücke wie Reichsteindoblen zu hüten. Es war rührend und für meinen Hunger nach Romantik im höchsten Grade ergreifend, wie das schöne buntschraffierte Mädchen sich kaum losreißen konnte von den geliebten Briefen, die ich übermäßig entgegennahm. „Noch eins“, sagt sie im Gehen, „verlier mir, bitte, die Umschläge nicht! Jedes Wort, das er mir geschrieben, habe ich aufbewahrt. Ich möchte teils davon wissen, auch die banalen Worte der Adresse nicht. Das kannst Du noch nicht verstehen. Aber später einmal verstehst Du's vielleicht auch.“ Ich protestierte lebhaft. Ich glaube, sehr wohl zu verstehen und verstanden, auch die Kunterbunt wie Reliquien zu behandeln. Ob ich während Luises langer Abwesenheit je einen Blick in diese Briefe getan habe? Niemals. Der letzte Sechszehnjährige nicht, der so etwas für möglich hält. Was ihnen denn ist, ist ihnen auch grundlos heilig. Aber in meiner Phantasie ausgemalt habe ich mir die Briefe umschlagend als den andern. Als Luise zurückkam, war ihr erster Satz zu mir: „Sie war ein halbes Jahr fortgewesen. Aber nichts hatte ihr Herz in dieser Zeit zu berühren können, daß

sie die Briefe und den, der sie geschrieben hatte, auch nur einen Tag hätte vergessen können. Uebrigens hatte ich auch gar nichts anders von ihr erwartet. Das Große ist in einem Alter so selbstverständlich! Luise zeigte mir eine Zeitlang ihre Dankbarkeit. Später trennte das Leben uns etwas, ohne daß sie übrigens die geringste Schuld daran gehabt hätte. Reisen, Verschiedenartigkeit der Interessen, alles mögliche hielt uns in der Folgezeit ferner voneinander. Doch sahen wir uns immer noch gelegentlich. Von dem Vetter freilich hat sie mir nun schon seit Jahren nie mehr gesprochen. Aber sonderbar, ich habe ihren Namen auch nicht in Verbindung mit irgend einem anderen nennen hören. Sollte ihr Herz noch immer an ihm hängen? Freilich, wenn ich mir Luise vorstelle, so wie sie jetzt ist, werde ich wieder zweifelhaft. Und könnte man sie vernünftigerweise verurteilen, wenn sie nicht in ständiger Verlegenheit, den Träumen ihrer achtzehn Jahre treu zu bleiben? Wie wenigen ist das überhaupt beschied! Auch sie kann sich einst über ihre Reigung geäußert haben. Und nun ist ihr nichts geblieben als eine jener schönen Erinnerungen, die von den Schmerzen und Hoffnungen der Jugend übrigbleiben, ein Bild, noch anzuehnd durch die selbstsam klaren Farben, die uns über allem Geschehen zu liegen scheinen, wenn wir jung sind. „Ja, so wird es sein. So wird, so muß sie ja fühlen.“ „Was vergangen, kehrt nicht wieder. Aber ging es leuchtend nieder, Leuchtet's lange noch zurück.“ Luise ist eben wieder gegangen. Als sie kam, sah sie etwas abgehängt aus. Sie hatte zwei Kleider und vier Hüte anprobiert. In der Hand hielt sie ein kleines Paket wie damals. Seine Briefe? Aber warum hatte sie sie mit sonst vor Neuen nie mehr gebracht? Briefe eines andern? Mir schien, es würde ihr etwas schwer, zur Sache zu kommen. Denn sie sprach erst sehr lang über die beiden Kleider und dann noch einmal so lang von den Hüten, mettwürdig lange. „Eine Straußfeder noch, eine große, und der Rembrandthut wäre gerettet.“ „So würde ich sie nehmen“, schlug ich vor. „Kann ich ja nicht. Das ist es ja gerade. Ich bekomme so schon eine haarpräudende Rechnung bei der Puchmacherin. Papa wird ein schönes Gesicht dazu machen. Aber ohne die Feder steht der Hut wieder nach nichts aus. Da bin ich heute früh auf einen guten Ausweg gekommen. — So mal: hast du nicht früher einmal Briefmarken gesammelt?“ Erstaunt nickte ich. „Versteht du dich ein bißchen auf Preise?“ fragte sie weiter. „Es geht. Ich habe mich lange nicht mehr damit beschäftigt. Wolltest du welche verkaufen?“ „Ja, wenn es sich lohnt. Ich habe da ein Paket voll fremder Marken und wüßte ganz gern, ob sie noch wert sind.“ Sie öffnete das Papier, in das sie eingeschlagen waren. Etwa hundert Postwertzeichen fielen heraus. Doch waren sie, wie man gleich sah, sehr achsel aufbewahrt worden. Die Etachen waren oft zerstoßen. Auch waren die Marken mit Wasser abgewaschen, ruunter einige sehr gelitten hatten, besonders italienische. Die besten Stücke wären höchstens für Kinder-sammungen begehrtwert gewesen. Ich sagte ihr das. „So?“ sagte sie enttäuscht. „Aber“, fügte sie lebhaft hinzu, „ich habe noch etwas Besseres.“ Damit zog sie aus einem Seitentaschen ihres Portemanteaus noch sechs andere Marken. Ich warf einen Blick darauf und erkannte sie wieder: eine Cuba, zwei Venezuela, zwei Japan und eine Siam. „Aber für diese würde man doch etwas bekommen!“ fragte sie. „Ich fürchte, nein“, antwortete ich, „oder so lächerlich wenig, daß es neben den Kosten einer Straußfeder gar nicht in Betracht käme.“ Ich sah sie fest an. Erinnerte sie sich denn gar nicht? Da konnte ich es nicht lassen, hinzuzufügen: „Aber für die Zukunft möchte ich die raten, die Marken auf den Umschlägen zu lassen.“ „Sind sie denn wertvoller?“ „Es ist immer schwerer.“ „Ach“, sagte sie im Ton des tiefsten Bedauerns, „hätte ich das eher gemerkt. Aber leider habe ich die Umschläge nun schon zerissen und sortiergeworfen. Ich mache immer solche unpraktischen Geschichten. Papa sagt, ich habe nun einmal keinen Geschickssinn.“ „Wirklich nicht?“ konnte ich mich nicht enthalten zu fragen. In diesem Zusammenhang kann es glaube ich ganz harmlos. — Druckfehler. Das No-